

Leseprobe aus:

Felicitas Mayall

Wie Krähen im Nebel



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

SCHWERER NEBEL lag über der Stadt, war bis in die Bahnhofshalle gekrochen, umhüllte Menschen, Züge und Leuchtreklamen, ließ sie zu geheimnisvoller Unschärfe zerfließen. Auch die Geräusche dämpfte er, sodass der Eurocity aus Rom beinahe lautlos und wie eine monströse Raupe am Ende der Gleise zum Stehen kam.

Draußen vor der Bahnhofshalle war der Nebel noch dichter. Stefan Brunner, der gerade die Lokomotive eines Regionalzugs abgekoppelt hatte, bewegte sich vorsichtig zwischen den Gleisen. Es war sehr dunkel. Rund um die Lampen, entlang der breiten Einfahrt zum Münchner Hauptbahnhof, breitete sich magisches Leuchten aus, das den Boden nicht erreichte, sondern von den winzigen Wassertropfchen in der Luft aufgesogen wurde. Brunner trug eine Grubenlampe auf der Stirn, doch auch sie half ihm wenig. Er musste sich tief vornüberbeugen, trotzdem mit seinen Füßen tasten, weil er seinen Weg eher ahnte denn sah.

Eigentlich mochte Brunner den Nebel. November auch. Brunner hatte Phantasie, stellte sich bei seiner Arbeit gern ganz andere Dinge vor als das An- und Abkoppeln von Waggonen oder Triebwagen. Er träumte von etwas Außergewöhnlichem, einem großen Knall, einer Katastrophe – einer, die er, Brunner, in letzter Sekunde verhindern würde.

Oder nicht.

Nein, es war besser, nach dem großen Knall zu erscheinen. Als der Retter. Die Bremsen eines ICE könnten versagen. Der Zug würde in die Bahnhofshalle rasen, mitten durch alle

Buden, Cafés und Menschen. Brunner hatte so was mal in einem Film gesehen.

Wahrscheinlicher war, dass zwei Züge an einer defekten Weiche zusammenstießen. Oder ein Bombenanschlag... Bombenalarm gab es ein paar Mal im Jahr.

Die einzige Katastrophe in der Nähe des Bahnhofs hatte Brunner nicht miterlebt. Weil er damals noch zu jung gewesen war. Ende der fünfziger Jahre, als ein Flugzeug den Turm der Paulskirche streifte und in die Bayerstraße stürzte, eine Straßenbahn unter sich begrub, Autos und Fußgänger, eine englische Fußballmannschaft auslöschte. Um ein Haar wäre die Maschine auf den Hauptbahnhof gefallen.

Brunner stolperte, blieb einen Augenblick stehen. Mit einem Ruck setzte sich links von ihm ein Zug in Bewegung.

Der letzte nach Salzburg, dachte Brunner und blickte kurz auf die leuchtende Anzeige seiner Armbanduhr.

Zwei Minuten vor Mitternacht.

Acht Minuten Verspätung, dachte Brunner. Gab kaum noch einen Zug, der pünktlich ankam oder abfuhr. Früher war das anders gewesen! Er konnte das beurteilen, war immerhin sein fünfunddreißigstes Jahr bei der Bahn, und er hatte es nicht eilig mit der Rente. Sie wären ihn gern los, das wusste er. Aber auf dem Ohr war er taub. Mit seinen sechsundfünfzig würde er sich nicht abschieben lassen, war fitter als viele seiner jüngeren Kollegen, hatte seine Arbeit immer einwandfrei erledigt und übernahm gern die Nachtschichten. Das war seine Rettung. Die Jüngeren machten nicht gern Nachtschicht.

Sie hatten ja keine Ahnung. Wussten nichts davon, wie der Bahnhof sich nachts veränderte. Jeder einfahrende Zug konnte ein Geheimnis bergen – nein, bestand vielmehr aus Geheimnissen, Lichtern, Schattenrissen. Nachts klang das Kreischen der Räder auf den Schienen anders als am Tag.

Und obwohl Brunner die Menschen meist nur aus der Ferne sah, wusste er, dass sie anders waren als die Tagreisenden.

Noch nie hatte Brunner über all das gesprochen – nicht zu seinen Kollegen und nicht zu seiner Frau. Die hätten ihn für verrückt halten können. Aber Brunner wusste, dass er nicht verrückt war. Er hatte nur seine eigene Welt. Manchmal dachte er, dass alle Menschen so eine eigene Welt in sich trugen. Doch er konnte sich nicht einmal die Welt seiner Frau vorstellen. Nur die eigene – mit den Heldenträumen und den Nachtreisenden.

Wieder stolperte Brunner, hielt sich am Pfosten einer Signalanlage fest und schaute in Richtung des ICE-Hangars, der im Nebel verschwunden war. Da war ein Geräusch, das ihn an kollernde Steine erinnerte, er meinte, einen Schatten zu sehen. Vor ihm bewegte sich etwas.

Brunner atmete flach, rührte sich nicht. Der Nebel war noch dichter geworden, unmöglich etwas zu erkennen. Wahrscheinlich hatte er sich getäuscht. Es konnte allerdings sein, dass einer dieser Graffiti-Sprayer den Nebel nutzen wollte, um den neuen Hangar zu verzieren. Brunner ließ den Pfosten los und ging langsam weiter. Er hatte nichts gegen Sprayer. Auch sie gehörten zur Nachtwelt.

Vorsichtig machte er einen Schritt, noch einen. Wieder meinte er einen Schatten zu erkennen.

«He!», rief er und dachte gleichzeitig, dass seine Stimme klang, als hätte er ein Tuch vor dem Mund. Jetzt sah er den Schatten deutlicher, einen geduckten Schatten, der schrumpfte und sich plötzlich aufzulösen schien.

Brunner ging schnell weiter, wieder kollerten Steine, ganz entfernt diesmal, und plötzlich stürzte Brunner wie ein gefälltter Baum. Knallte mit dem rechten Ellenbogen auf eine Schiene, mit dem Kopf auf Schotter, sein Körper jedoch wurde von etwas Weichem aufgefangen.

Brunner wusste sofort, dass er sich verletzt hatte, war erstaunt, dass der Schmerz erst mit einer Verzögerung einsetzte, die ihm unendlich lang erschien, war beinahe erleichtert, als endlich ein Feuerstrahl durch seinen rechten Arm fuhr, hinauf in die Schulter und hinab in jeden einzelnen Finger. Kurz danach begann sein Gesicht zu brennen und er spürte, wie seine Lippen anschwellen. Ein paar Minuten lang blieb er reglos liegen, um die Benommenheit in seinem Kopf zu überwinden. Dann tastete er mit der linken Hand über seine Stirn und die rechte Wange, spürte eine warme Flüssigkeit und dachte: Ich blute. Als er versuchte, den rechten Arm zu bewegen, zuckte er heftig zusammen, und ihm wurde schlecht vor Schmerz. Eine Weile atmete er mit geschlossenen Augen, nahm aber gleichzeitig ein Vibrieren wahr, das ihm vertraut erschien.

Plötzlich war Brunner hellwach, richtete sich auf, kniete endlich, die Linke auf diesem großen weichen Etwas abstützend, das ihn offensichtlich zu Fall gebracht hatte. Obwohl er kaum etwas sehen konnte, weil Blut in seine Augen lief und der Nebel ihn umschloss, erspürte seine Hand augenblicklich, dass ein Mensch vor ihm lag. In der nächsten Sekunde begriff er außerdem, dass sie beide auf den Schienen von Gleis siebzehn oder achtzehn liegen mussten und dieses vertraute Vibrieren bedeutete, dass ein Zug auf sie zufuhr. Brunner hatte keine Zeit zu überprüfen, wo genau die Gleise verliefen. Mit der unverletzten Hand zerrte er den schlaffen Körper des Unbekannten nach links, rollte ihn irgendwie, rollte sich selbst, betete, dass es die richtige Seite sein würde, zog den Kopf ein, legte den Arm schützend über die Augen, als er die verschwommenen Lichter des Triebwagens auf sich zukommen sah, wollte schreien, aber es kam kein Ton.

Der Eurocity aus Rom stand noch immer im Münchner Hauptbahnhof. Die Putzkolonne hatte gerade erst mit ihrer Arbeit begonnen, als auf dem Bahnsteig Blaulichter zu blinken begannen, Wachleute rannten. Die Frauen und Männer des Reinigungspersonals drängten sich an die Fenster und starrten hinaus. Etwas musste geschehen sein, hatte aber offensichtlich nichts mit dem Eurocity zu tun, denn die Polizisten und Wachleute verschwanden am Ende des Bahnsteigs im Nebel, und die Einsatzwagen hielten weit außerhalb der Bahnhofshalle. Zuletzt rasten zwei Krankenwagen an den Fenstern des Zuges vorüber.

«Wahrscheinlich Selbstmörder!», sagte die Türkin Sefika Ada zu ihrer deutschen Kollegin und wandte sich seufzend der Behindertentoilette zwischen erster und zweiter Klasse zu.

«Tätst du dich vor an Zug legen?», fragte Rosl Meier und leerte die Abfallbehälter auf dem Zwischengang in einen großen blauen Plastiksack. Rosl war ziemlich dick und kam leicht außer Atem.

«Ich? Niemals!», antwortete Sefika ein bisschen zu laut und versuchte die Toilettentür zu öffnen. «Besetzt» stand auf dem leuchtend roten Knopf, aber es war ja keiner mehr im Zug. Sefika steckte den Generalschlüssel ins Schloss, doch die automatische Tür ruckte nur kurz. Etwas klemmte. Die junge Frau stemmte sich mit ihrem ganzen Gewicht gegen die Tür, bekam sie jedoch nur einen Spalt breit auf. Im Gegensatz zu Rosl war sie klein und zierlich.

«Ich auch ned! Mich würd der Schlag treffen, wenn ich so eine Lok sehen würd. Ich tät wegrennen!» Rosl klappte die Deckel der Müllbehälter kräftig zu.

«Kannst du helfen, Rosl?», fragte Sefika. «Türe geht nicht auf.»

«Musst halt mehr essen!», antwortete Rosl gutmütig. «Ich hab noch nie so a dünne Türkin g'sehen wie dich! Kei Wun-

der, dass du die Tür ned aufbringst!» Rosl stellte ihre Müllsäcke ab und trat neben Sefika. «Wie tätst du dich umbringen, wenn du dich umbringen tätst?»

Sefika stopfte eine Haarsträhne unter ihr grünes Kopftuch und runzelte die Stirn. «Vielleicht schwimmen – im Meer. Immer weiter und weiter!», murmelte sie.

«Da musst du aber erst hinfahren, ans Meer.» Rosl drückte gegen die Toilettentür, doch weiter als ein paar Zentimeter ließ die sich auch von ihr nicht öffnen. «Ich würd Tabletten nehmen!», stöhnte sie, während sie ihren breiten Rücken gegen die Tür presste und sich mit beiden Füßen abstemmte. «Tabletten kriegst überall, und dann merkst nix mehr! Was is denn mit der blöden Tür?» Rosl versuchte durch den Spalt zu schauen, blieb aber mit dem Kopf stecken. «Probier du! Dei Kopf is ned so dick wie meiner! Da muss was hinter der Tür liegen. Aber eigentlich geht des nicht. Wenn was hinter der Tür liegt, dann kann auch keiner raus!» Rosl rieb ihre runde kleine Nase, hielt plötzlich inne und sagte viel leiser: «Wenn da einer hinter der Tür liegt, dann is der tot oder krank. Dann kann der gar nicht raus aus dem Klo!»

Sefika wich von der Tür zurück.

«Ich nicht schauen!», flüsterte sie.

«Jetzt komm, stell dich ned so an!»

«Ich nicht schauen!», wiederholte die junge Türkin und drückte auf den Öffner der Außentür. «Wenn Polizei kommt, dann nicht gut. Ich schwarz arbeiten! Ich gehen! Du sagst Chef, Sefika krank geworden.»

Zischend ging die Wagentür auf, und Sefika war so schnell verschwunden, dass Rosl nicht einmal antworten konnte. Sefika hatte Recht, und Rosl dachte, dass es besser wäre, ebenfalls zu verschwinden. Sie arbeiteten beide schwarz. Falls tatsächlich etwas hinter der Klotür liegen sollte, konnten sie ganz schnell ihren Job verlieren. Die Polizei würde nicht nur

Fragen stellen, sondern auch ihre Papiere überprüfen. Rosl wusste Bescheid!

Ihr Blick wanderte von der Wagentür zur Toilettentür und zurück. Immer hin und her. Sie horchte, doch die anderen Kollegen waren weit weg.

Ich könnt nachschauen und dann abhauen, dachte Rosl. Noch ein, zwei Minuten lang zögerte sie, dann siegte dieses merkwürdige Lustgefühl in ihr, dieses Kribbeln in ihrem Bauch, das ihr Herz schneller schlagen ließ und das Atmen noch schwerer machte. Nein, es war nicht eigentlich Lust, mehr Angstlust, gepaart mit einer Gier, die stärker war als Neugier.

Ganz langsam näherte sich Rosl erneut der Toilettentür und beschloss, es diesmal zu machen wie die Polizisten in Fernsehkrimis. Sie schluckte, atmete tief ein und warf sich mit aller Kraft gegen die Tür. Es gab einen Ruck, und die Öffnung war jetzt breit genug für ihren Kopf. Rosl fasste die Tür nicht an, so blöd war sie nicht. Auch das kannte sie aus Fernsehkrimis. Keine Fingerabdrücke hinterlassen! Nur den Kopf steckte sie durch den Spalt, während die Herzschläge in ihrer Brust dröhnten und gleich darauf zweimal stolperten, denn die Frau, deren Körper hinter der Toilettentür am Boden lag, war eindeutig tot. Seltsam verrenkt lag sie da, mit offenem Mund und starren Augen, die Arme ausgebreitet.

Rosl zog ihren Kopf zurück. Das Kribbeln in ihrem Bauch war plötzlich zu einem Zittern geworden, das den ganzen Körper erfasste und in eine Art Schüttelfrost überging. Sie biss die Zähne zusammen, weil sie fürchtete, mit ihnen zu klappern. Und dann hörte sie Schritte. Jemand kam den Gang entlang. Kam genau auf sie zu, war schon da. Rosl bückte sich nach einer Mülltüte, faltete sie mit zitternden Händen auseinander, schaute nur auf die Schuhe des Unbekannten. Es waren Turnschuhe.

«Alles in Ordnung?», sagte eine Stimme über den Turnschuhen, eine männliche Stimme, und Rosl erinnerte sich an die Stimme. Es war einer aus der Putzkolonne, ein Legaler, der für den Chef ab und zu Kontrollrunden machte.

«Jaja», murmelte sie und schüttelte den Plastiksack aus. Schüttelte und schüttelte.

«Wo ist denn die Sefika?» Die Turnschuhe gingen nicht weg.

«Grade auf'm Klo!», log Rosl. Plötzlich war ihr speiübel.

«Ja dann», sagte der Legale und ging langsam weiter. Hau endlich ab, dachte Rosl und wischte sich die Hände an der Hose ab. Sie schwitzte immer an den Händen, wenn sie sich aufregte. Die automatische Tür zwischen den Wagen ging auf und blieb offen, ewig, so schien es ihr. Endlich schloss sie sich wieder.

Rosl ließ den Plastiksack fallen und versuchte zu denken. War die Frau alt oder jung gewesen? Sie erinnerte sich nicht einmal an ihre Haarfarbe oder ihre Kleidung. Nur an diesen offenen Mund und die Augen. Noch einmal schob sie die Toilettentür auf und schaute hinein. Warum, wusste sie selbst nicht. Diesmal nahm sie mehr wahr. Die tote Frau sah ziemlich jung aus. Höchstens dreißig. Ihr halblanges Haar war rot. Gefärbt, dachte Rosl. Vielleicht war sie hübsch, aber das konnte Rosl nicht genau erkennen, weil der starre Blick und der offene Mund sie zu sehr erschreckten. Nur dass die Tote eine schwarze Lederjacke und einen sehr kurzen Rock trug, nahm sie noch wahr, dann zog sie ihren Kopf wieder zurück und horchte. Von draußen klang der schrille Ton eines Martinshorns zu ihr herein. Blaulichter flackerten über sie hin, und sie ballte ihre Fäuste, um dieses ekelhafte Zittern loszuwerden.

Als der Krankenwagen vorüber war, nahm sie einen der vollen Müllsäcke und stieg aus dem Zug. Niemand beachtete

sie. So unauffällig wie möglich ging sie zurück in die Bahnhofshalle, stellte den Müllsack unterwegs auf den Anhänger eines Elektrowagens und verschwand auf der Rolltreppe ins Untergeschoss. Vor dem Fahrkartenautomaten blieb sie stehen. Vielleicht waren doch Fingerabdrücke auf der Klotür zurückgeblieben? Aber dann erinnerte sie sich daran, dass Sefika grüne Gummihandschuhe getragen hatte, und sie selbst hatte die Tür gar nicht mit den Händen berührt – nur mit ihrer Schulter, ihrem Rücken. Sie atmete jetzt beinahe wieder normal, obwohl ihre Hände noch immer feucht waren. Langsam ging Rosl auf die Treppe zu, die zum Bahnhofplatz hinaufführte. Ein paar betrunkene Penner grölten hinter ihr her, doch Rosl hörte sie gar nicht, so sehr war sie mit ihren Gedanken beschäftigt. Oben legte sich der Nebel auf sie wie eine schwere Decke, und Rosl war froh über die letzte Straßebahn, die genau in diesem Augenblick vor dem Bahnhof hielt. Sie fuhr bis Karlsplatz. Dort stieg sie wieder aus, suchte eine Telefonzelle und wählte nach kurzem Zögern den Notruf der Polizei. Als der Beamte sich meldete, sagte sie nur zwei Sätze in bemühtem Hochdeutsch: «Im Eurocity aus Rom liegt eine Leiche. Wagen zwölf zwischen erster und zweiter Klasse.»

Dann legte sie auf.